



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunstgeschichte

Clermont. Die Leser der Grenzboten haben die spanischen Studien und das vortreffliche Werk „Kirche und Staat in Frankreich“ von **Desdevises du Désert** kennen gelernt. Die letzte Arbeit des unermüdbaren und liebenswürdigen Gelehrten, zu der er einen Gehilfen herangezogen hat, ist der Götterwelt gewidmet: Clermont-Ferrand, Royat et le Puy-de-Dôme par G. Desdevises du Désert, Doyen de la Faculté des Lettres et Louis Bréhier, Professeur à la Faculté des Lettres de Clermont-Ferrand. (1910. Ein Beitrag zu der in der Librairie Renouard, Paris, erscheinenden Sammlung Les Villes d'Art Célèbres). Deutsche Architekten und Kunstfreunde werden ihre Freude haben an dem gründlichen Text und den schönen Abbildungen des kleinen Quartbandes. Ein Überblick über die Geschichte der Doppelstadt, deren vornehmere Hälfte jedermann von der Schulbank her kennt, belehrt uns, daß auf ihrem Areal die Römerstadt Augustonemetum, Hauptstadt der Arverner, gestanden hat, von der die Ausgrabungen nur wenige Reste zutage gefördert haben. Die Stadt liegt noch im Bereich der Langue d'Oc, in dessen nördlichsten Gipfel, und hat im Mittelalter, zusammen mit der ganzen Auvergne, einen Baustil von eigenem Charakter ausgebildet, der sich durch Kraft und Solidität auszeichnet. Aus der Zeit vor Beginn des germanischen Einflusses waren außer heidnischen Skulpturen auch christliche im Stil der Antike erhalten geblieben; deren Marmor ist jedoch unter der Schreckensherrschaft in Kalk verwandelt worden; nur ein als Altar benutzter Sarkophag ward gerettet. Der auvergnatische Stil erwuchs in der Zeit vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, natürlich im Rahmen des damals

im Abendlande herrschenden romanischen Stils. Kulturgeschichtlich merkwürdig ist die festungsartig gebaute und mit Schießscharten versehene Kirche von Royat. In jener Zeit der erst keimenden nordischen Kultur, wo kleinere Ortschaften außer ihrer Kirche keinen größeren Steinbau hatten, diente die Kirche (wie andere Autoren namentlich auch aus England berichten) als Gemeinde- und Volkshaus im weitesten Sinne des Wortes. Nicht allein die religiösen, sondern auch die weltlichen Festslichkeiten wurden darin abgehalten, dazu Gemeindeversammlungen und Gerichtsverhandlungen, und vor räuberischen Einfällen, in Kriegszeiten, wurden Vorräte, Frauen und Kinder in ihren festen Mauern geborgen. Es ist also nicht zu verwundern, daß man manche Kirche gleich von vornherein geradezu als Burg oder Zitadelle angelegt hat.

In den letzten Jahrzehnten, wo sich die Kunstgelehrten immer eifriger mit unsern heimischen Bauwerken beschäftigt haben, ist die Vorstellung des achtzehnten Jahrhunderts, daß die nordischen Völker ihre Bildnerkunst ausschließlich der italienischen Renaissance verdankten, berichtigt worden. Die Bildsäulen des Doms zu Bamberg z. B. beweisen für sich allein schon, daß die Germanen, nachdem sie mit Hilfe ihrer italienischen Lehrmeister — vier bis fünf Jahrhunderte vor der Renaissance — die elementaren technischen Schwierigkeiten überwunden hatten, auf eignen Füßen standen und imstande waren, wie in der Malerei, so auch in der Bildhauerei aus sich heraus Lebensvolles zu gestalten. Ähnliche Wahrnehmungen haben deutsche Reisende aus Frankreich mitgeteilt, und das vorliegende Heft führt uns neues Beweismaterial vor Augen. Höchst interessant sind die Säulenkapitelle der im zwölften Jahrhundert erbauten Kirche Notre-Dame-du-Port in Clermont. Ihr

Schmuck besteht aus Figurengruppen, die ganze Geschichten erzählen. Die Figuren sind schlecht proportioniert, viel zu kurz und breit, aber voll Leben; die Gesichter haben individuellen Charakter, und die Erfindung offenbart jenen derben Humor, der (was nicht gerade von diesen Kapitellen, aber von anderen Bildwerken Clermonts gilt) auch vor dem Grotesken und vor Obszönitäten in der Kirche nicht zurückschreckte. Eins der Kapitelle stellt den Sündenfall dar. Die verbotene Frucht ist nicht ein Apfel, sondern, wie es sich für Frankreich gehört, eine Weintraube; der Engel, der den Adam aus dem Paradiese treibt, zerrt ihn an seinem Barte hinaus, und Adam verseht, wütend, der hier nicht gerade sehr holden Gattin, die ihn verführt hat, einen Fußtritt. Die Darstellung unserer Autoren folgt der Wandlung der Baustile, die mit dem ganzen Abendlande auch die Auvergne durchgemacht hat. Die Renaissance zog in Clermont ein mit dem lebenslustigen Bischof Jacques d'Amboise (1505 bis 1516); sein Wahlspruch war: bene vivere et laetari; und daß er so wenig wie die meisten Prälaten jener Zeit an Prüderie gelitten hat, beweisen die vier Menneken-Bis des von ihm gestifteten Brunnens. Von dem mancherlei Schmuck, mit dem er die Kathedrale ausgestattet hat, erwähne ich den Glockenturm, weil mir die Deutlichkeit und Schärfe des filigranartigen reichen Zierwerks als das Meisterstück der Illustrationskunst erscheint, die den Autoren des Bandes zur Verfügung gestanden hat.

Die letzten Kapitel behandeln die modernen Bauten der Stadt Clermont, die sich den Anforderungen der Zeit gemäß kräftig entwickelt, die auvergnatische Holzbildhauerei und die Schwesterstadt Montferrand, die zu einer dorfsähnlichen Vorstadt herabgesunken ist und nur noch durch ihre planvolle Straßenanlage und durch stattliche alte Wohnhäuser an ihre ehemalige Bedeutung erinnert. Die Gegenwartsbestrebungen der Architekten jener Gegend charakterisiert folgender Ausspruch eines jungen Künstlers, der beweist, daß nicht bloß bei uns in Deutschland die Losung „Heimatkunst“ lautet. „Welche Art Kunst unserem Lande angemessen ist, das muß durch Studium an Ort und Stelle ermittelt werden. In unseren Tälern, auf unseren Bergen, bei

unseren Bauern, Arbeitern, Stadtbürgern müssen wir die Formen, Farben, Charakterzüge, Typen suchen, die uns eigentümlich sind, suchen, was gut ist, nicht für andere, sondern für uns. Das alles zu sammeln, festzustellen, ihm Geltung zu verschaffen, ist die Aufgabe, an deren Lösung wir ohne Unterlaß zu arbeiten haben, wenn wir Ureignes und Nützliches schaffen wollen.“

Karl Jentsch-Weise

Religionswissenschaft

Edu. Lehmann: Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion. 1911 Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 274 S.

Was Edu. Lehmanns Darstellung des Buddhismus auszeichnet, ist, äußerlich besehen, daß sie uns ein Bild seiner gesamten Entwicklung gibt, vom Buddhismus als indischer Sekte bis zum Buddhismus als Weltreligion, während uns so manches andere an sich treffliche Werk über Buddhismus nicht über seine erste, die klassische Zeit hinausführt. Aber was wichtiger ist, und was ich an Lehmanns Darstellung vor allem bewundere, das ist die Klarheit, mit der die treibende religiöse Kraft solcher Entwicklung herausgearbeitet ist: daß eine Religion zur Weltreligion wird, ist nicht Sache äußerer Umstände, sondern liegt in ihrem eigensten und ursprünglichsten Wesen begründet. „Dadurch wird eine Religion Weltreligion, daß sie das Allgemeine und das Absolute zu sein behauptet . . . und diese Wahrheit ist persönliche Wahrheit. Ihr Wahrheitswert beruht darauf, daß wer sie bringt, sie als seine persönliche Wahrheit empfindet. Darum geht eine Weltreligion auch stets von einer Persönlichkeit aus. . . So lange Wahrheit nur Philosophie ist, gewinnt sie nur Philosophen. Erst wo sie als Mensch auftritt, gewinnt sie Menschen.“

Nur zu lange hat es sich der Buddhismus gefallen lassen müssen, eine „Philosophie“ genannt zu werden. Dergleichen Vorstellungen müssen wir fahren lassen, wenn wir Buddha recht betrachten wollen, — das hebt Lehmann mit vollem Recht hervor. „Nur einen Menschen, der den Weg der Erlösung suchte, dürfen wir in ihm sehen, und der, da er ihn gefunden, ihn anderen verkündigt und dann diejenigen,

die ihm folgen wollen, zu einer Brüderschaft vereinigt. Das ist alles, und das ist, was ihn interessiert. . . Dabei verachtet er die Philosophie, nicht weil er sie nicht versteht, sondern weil er sie allzuwohl versteht, weil er sie durchschaut hat und gesehen, daß sie zu nichts führt. Darum heißt es im Suttanipāta recht geistreich, daß, so wenig es nützt, eine Philosophie zu haben, es ebenso wenig nützen kann, gar keine Philosophie zu haben; nein, was es gilt, ist: die Philosophie zu überwinden.“ — „Se moquer de la philosophie, c'est vraiment philosopher“, sagt Pascal, und mit ihm und anderen, die wissen, daß die Religion nach dem Menschen und nicht nach dem Vielerlei der Außenwelt fragt, begegnet sich Buddha gerade in diesem wesentlichsten Punkt.

Die Frage nach der Form, in der die Philosophie den Buddhismus, vielleicht schon Buddha selber erreichte, ist durch neuere Untersuchungen nicht unwesentlich gefördert worden, und Lehmann wendet ihr ein besonderes Augenmerk zu. Es handelt sich um den sogenannten Sāmkhya-Yoga, eine Kombination der Metaphysik der atheistischen und realistischen Sāmkhya-lehre mit der Denkweise, die sich aus der Bußpraxis, Yoga, entwickelte, und dabei fällt das größere Gewicht auf den zweiten dieser beiden Faktoren. Aus dem Yogasystem ist z. B. das Schema entlehnt, auf dem sich die bekannten vier buddhistischen Grundwahrheiten aufbauen, und es ist interessant genug, daß der Yoga seinerseits es der Heilkunde entnommen zu haben scheint. „Der Buddhismus hat unwillkürlich gefühlt, daß, wer Menschen-seelen erlösen will, wie ein Arzt zu Werke gehen muß; er stellt die Fragen des Arztes an das menschliche Leben und sucht es zu heilen, gleichwie ein Arzt einen Kranken.“ Also auch hier verschwindet der Philosoph, und es bleibt der Mensch, der über menschliche Dinge menschlich redet. Und diese menschliche, persönliche Note ist es, die wieder den vollen Unterschied von Yoga und Buddhismus begründet; dort nur eine Methode, hier eine Religion. Gerade diesen religiösen Werten des Buddhismus spürt Lehmann in seinem ganzen Buche mit besonderem Verständnis nach. Immer wieder sind sie persönlicher Art: so weist er z. B. mit Recht auf die

Bedeutung der buddhistischen Legende, durch die viele für den Buddhismus gewonnen wurden, „Leute, die von seinem Lehrinhalt nichts verstanden haben, aber doch durch das, was sie über Buddha hörten, ein persönliches Ideal erhielten.“

Und doch — am Begriff der Persönlichkeit offenbart sich der ganze Gegensatz zwischen Buddhismus und Christentum, der Religion der Persönlichkeit, ist doch dem Buddhisten *attavāda* = „sich als ein Selbst rechnen“ die schlimmste der Irrlehren, weshalb er die beiden Partner, Gott und Menschenseele, in deren persönlichem Verkehr sich für den Christen die Religion abspielt, leugnet. Wer aber von der Modesucht, Buddhismus und Christentum mit einander verquickten zu wollen, berührt sein sollte, der lasse noch besonders die letzten Seiten von Lehmanns Buch auf sich wirken, wo vom Buddhismus in Europa die Rede ist. Es ist ein treffliches Wort, daß die Abrechnung zwischen Buddhismus und Christentum niemals ein Additionsstück wird. Ueberhaupt steht diese Abrechnung nicht nur zwischen Buddhismus und Christentum, sondern zwischen Buddhismus und unserer ganzen Kultur. Denn diese ruht gerade auf den beiden Dingen, die der Buddhismus verwirft, auf Natur und Persönlichkeit.

Prof. D. Alfred Bertholet-Basel

Nachschlagewerke

Meyers Großes Konversations-Lexikon.
6. Aufl. 23. Band. Jahres-Supplement
1910 und 1911. Leipzig und Wien, Biblio-
graphisches Institut, 1912.

Der soeben erschienene Ergänzungsband bietet wie sein Ende 1910 erschienener Vorgänger eine erschöpfende Übersicht über die letztjährigen Arbeiten und Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens und der Technik. Geographie, Ethnographie, Volkswirtschaft, Naturwissenschaften, Technologie, Bau- und Ingenieurwesen sind, wie es sich bei diesen dem Wandel der Anschauungen am meisten unterworfenen Disziplinen ja von selbst versteht, am eingehendsten berücksichtigt. So finden wir bei den Nachträgen zu den geographisch-statistischen Artikeln über die einzelnen Erdteile die Ergebnisse der neuesten Forschungsreisen, ferner bei den Ergänzungen

zu den länderkundlichen Spezialbeiträgen genaue Angaben über die Verschiebungen der wirtschaftlichen und politischen Lage und über alle nur einigermaßen wichtigen geschichtlichen Ereignisse. Besonders wertvoll sind eine ausführliche, durch farbige Karten erläuterte Darstellung des geologischen Aufbaus von Elsaß-Lothringen und ein sehr zeitgemäßer Artikel über die norddeutschen Heidegebiete mit einer Übersichtskarte, einer farbigen und zwei schwarzen Tafeln. Auch den Flußgebieten Deutschlands mit ihren besonderen geologischen und klimatischen Verhältnissen ist in dem neuen Bande eine eigene Abhandlung gewidmet worden. Mehrere durch Tafeln illustrierte Artikel behandeln Einzelheiten aus der Kultur der Naturvölker, z. B. Religion, Technik, Feuererzeugung, Verständigungsmittel und Körperverunstaltungen. Sehr instruktiv sind die Ausführungen über Volkskunde und Volkslied, nicht minder interessant die Jahresberichte über die Weiterentwicklung der wichtigsten Literaturen (mit den Bildnissen der führenden Schriftsteller) und die umfangreiche Zusammenstellung der musiktheoretischen Literatur.

Aus dem Gebiete der Kunst im weitesten Sinne seien die Arbeiten über Kirchenbau (mit 2 Tafeln und vielen Grundrissen), Grabdenkmäler (mit 1 Tafel), Universitätsbauten (mit 4 Tafeln), Japanische Schwertzieraten (mit 1 Tafel), Selbstbildnisse (mit 4 Tafeln) und Schmucksteine (mit 2 farbigen Tafeln) hervorgehoben; dem Theater ist eine Übersicht aller in deutscher Sprache spielenden Bühnen mit Angabe ihrer Leiter gewidmet, während eine andere mit großer Sorgfalt bearbeitete Liste die Kunstsammlungen der europäischen Länder aufzählt.

Wer sich über die modernen Bewegungen auf religionsgeschichtlichem, theologischem und kirchenpolitischen Gebiete unterrichten will, findet eingehende Belehrung in den Artikeln „Neutestamentliche Wissenschaft der Gegenwart“, „Religiöse Bewegung der Gegenwart“ und „Römisch-katholische Kirche“; Juristen seien auf den Beitrag „Indisches Recht“ aufmerksam gemacht, Volkswirtschaftler auf die Abschnitte „Neuere Entwicklung des Bankwesens“, „Dampfschiffahrt“ und „Teehandel“. Aus dem naturwissenschaftlichen Fach einschließlic der chemischen Techno-

logie und der Medizin seien erwähnt: „Bakteriologie“ (mit 1 farbigen Tafel), „Botanik“, „Chemie“, „Geologie“ (alle drei mit Porträttafeln), „Diathee“, „Drogen“, „Elektrochemie“ (mit 2 Tafeln), „Elektro-pathologie“, „Entartung“, „Erdmagnetismus“ (mit 3 Karten), „Experimentalgeologie und -mineralogie“, „Fährten in versteinertem Zustand“ (mit 5 Abbildungen), „Falschmaroker“ (mit 1 Tafel), „Marmor“ (mit 2 farbigen Tafeln), „Paläoklimatologie“, „Parfümeriepflanzen“ (mit 2 Tafeln), „Prothallien“ (mit 2 Tafeln), „Röntgenapparate“ (mit 2 Tafeln), „Teleskope“ (mit 1 Tafel), „Ausstirbende Tiere“, „Tierpsychologie“, „Tierystematik“ (mit 6 Tafeln), „Tropenkrankheiten“, „Ernährung der Vögel“ und „Zoologie“ (mit 1 Porträttafel). Der Naturliebhaberei tragen einige mit vorzüglichen farbigen Tafeln ausgestattete Artikel wie „Neue Gartenpflanzen“, „Neue Zimmerpflanzen“ und „Neue Zierfische“ in ansprechender Weise Rechnung.

Aus der Fülle der Beiträge aus dem Gebiete der Technik und des Ingenieurwesens heben wir nur die folgenden, durchweg vorzüglich illustrierten Artikel hervor: „Ballonphotographie“, „Eisenbahnsicherungsweisen“, „Ferndrucker“, „Fernsprecher“, „Feuermelbeanlagen“, „Glasfabrikation“, „Kondensationsanlagen“, „Konfervierungsapparate“, „Lokomobilen“, „Luftschiffahrt“, „Neckamebeleuchtung“, „Schneearbeitsmaschinen“, „Spiritusdestillationsapparate“, „Stadtbahnen“, „Straßen“ (unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung des Straßenwesens!), „Telegraphenapparate“, „Verbrennungsmaschinen“, „Wasserbau“ und „Wassermesser“.

Im Stoffmangel hat, wie man schon aus dieser trockenen Aufzählung erkennen wird, die Redaktion von Meyers Konversations-Lexikon auch im letzten Jahre nicht zu leiden gehabt, und was wir schon an dem vorigen Bande des für alle Gebildete längst unentbehrlich gewordenen Werkes zu rühmen hatten, nämlich daß er eine für zahlreiche Spezialjahrbücher Ersatz bietende Chronik einer wenn auch kurzen, so doch an geistigen Leistungen überreichen Zeitspanne sei, das trifft in erhöhtem Maße auch bei dem neuen Supplemente zu.

J. R. H.

Tagesfragen

Schülerelbstmord und seine Untersuchung.

In der Pädagogischen Gesellschaft in Freiburg hat der Psychiater der dortigen Hochschule, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Hoche, die Gründe und die Schuldfrage der scheinbar beständig anwachsenden Schülerelbstmorde eingehend behandelt und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß von den drei Schuldigen, die in Frage stehen, die Schule am wenigsten belastet ist, mehr schon das Elternhaus, am meisten — teils moralisch, teils physisch — der Täter selbst. Obwohl dies Zeugnis von einem absolut unbeteiligten Akademiker stammt, wird doch systematisch der Schule und den einzelnen Lehrern bedingungslos die Schuld in die Schuhe geschoben, ja es wird der Schule geradezu das Recht abgestritten, in dieser Sache mitzureden, sie wolle sich doch nur weiß waschen!

Natürlich will die Schule sich rechtfertigen von so ungeheuren Anklagen! Wer würde das nicht versuchen? Es fragt sich nur, ob sie es kann und ob ihr überhaupt die Mittel zu Gebote stehen, einen Schülerelbstmord bis in die letzten Gründe aufzudecken.

Es ist unbestreitbar wahr, daß im Schulleben vieles nicht stimmt und daß an der großen Erregung der öffentlichen Meinung gegen das ganze höhere Schulwesen die Lehrerschaft mitschuldig ist, daß jedenfalls am System manches zu bessern wäre.

Wird ein solcher Fall nachgewiesen, wo das Verhalten eines Lehrers oder einer ganzen Anstalt den Entschluß eines Knaben, aus dem Leben zu scheiden, erklärt, dann muß mit der größten Schärfe gegen die Persönlichkeit bzw. gegen das ganze System vorgegangen werden. Läßt sich die Schuld der Schule aber nicht nachweisen, so darf man es nicht ruhig mit ansehen, daß das Schulwesen noch mehr im öffentlichen Ansehen herabgesetzt wird; dann darf nicht jeder Journalist oder Reporter die ganze höhere Lehrerschaft zu fahrlässigen Mördern und herzlosen Pautern stempeln. Vor allem müßte die Presse etwas vorsichtiger sein in der Anwendung des Ausdrucks: Schülerelbstmord.

Jeder Selbstmord einer schulpflichtigen Person wird als Schülerelbstmord bezeichnet,

zunächst nur wegen des bequemen Schlagworts. Dies Schlagwort ist aber eine Anklage gegen die Schule; daher darf es vor der Aufklärung des Sachverhalts nicht angewendet werden. Man nennt doch auch nicht jeden Selbstmord eines Handwerkers „Warenhauselbstmord“, weil einige Handwerker im Kampf mit dem Warenhaus zum Strange gegriffen haben. Die Warenhäuser würden diese Bezeichnung ganz gewiß gerichtlich verfolgen. Warum tut die Schule nichts dergleichen? Die Presse hat ferner die soziale Pflicht, Schülerelbstmorde nicht sensationell auszubeuten, weil ein Schein von Märtyrertum jedem Jungen vorschwebt und viele psychisch deprimierte Knaben durch diesen Schein den Selbstmord erst in den Bereich der Möglichkeiten ziehen. Zur Volkserziehung trägt es nicht bei, wenn von der Verschuldung des Täters nicht die Rede ist.

Ich glaube, Hoche's Behauptung, daß der Täter in den meisten Fällen der Hauptschuldige ist, muß wenigstens insofern unbedingt gelten, als bei einem Knaben — wir sehen ganz von der moralischen Bewertung ab — ein triftiger Grund zum Selbstmord nicht vorliegen kann. Auszuscheiden sind Fälle, bei denen die psychische Veranlagung des Täters genügende Erklärung bietet. Ist der Täter der Hauptschuldige, so muß weiter gefragt werden: ist Schule oder Elternhaus mitschuldig, oder sind sie es beide? Obwohl die Entscheidung dieser Fragen überhaupt schlechthin das Wichtigste ist bei jeder Untersuchung über Jugendelbstmorde, wird sie nie mit der gehörigen Energie betrieben. Wohl wird gefragt, wie das Verhältnis des Täters zur Schule gewesen ist, gelegentlich auch wohl erörtert, ob die Schuld nicht vielleicht im Elternhause zu suchen sei; es ist aber mit aller Schärfe die Frage zu stellen und zur Entscheidung zu bringen: wer ist schuldiger, Schule oder Elternhaus?

Wie notwendig dies ist, möchte ich an dem Kieler Jugendelbstmord klar machen, der noch in frischer Erinnerung ist und doch schon so weit geklärt, daß man den Zusammenhang deutlich ahnen kann.

Tatbestand: Ein Schüler wird nach der Zwölf Uhr-Pause in der Klasse vermißt, der Lehrer läßt ihn suchen und findet den Jungen

schließlich selbst auf der Treppe zum Schulhof zusammengebrochen liegen. Der Knabe ist bei vollem Bewußtsein und erzählt, daß er sich in einer Ecke des Schulhofs in die Brust geschossen habe. Der Vater wird sofort benachrichtigt, findet schon den Arzt bei seinem Sohne und bricht in die heftigsten Schmähungen gegen die Schule aus. Die Schulleitung stellt unverzüglich eine genaue Untersuchung an. Der Vater sucht die Öffentlichkeit auf und findet in den Kieler Neuesten Nachrichten eine Zeitung, die kritiklos die maßlosen, dem Vater in der Aufregung verzeihlichen Anklagen abdruckt, die sachlichen Erwidern der Schulleitung aber zum Teil unterdrückt und so ein verzerrtes Bild an die Öffentlichkeit bringt. Als Grund der unseligen Tat stellt sich heraus, daß der acht Tage später an der Wunde gestorbene Junge am Nachmittag eine Stunde Arrest abzusitzen hatte.

Hier haben wir es also auf den ersten Blick rite mit einem Schülerelbstmorde zu tun; es ist kein Fall, bei dem die Schule von vornherein sagen dürfte: wir sind nicht daran beteiligt. Der Schüler war ein schlechter Mathematiker, er hatte von vornherein wenig Aussicht, in der Klasse mitzukommen. Das hatte die Schule bereits bei der Versetzung im Zeugnis bemerkt. Die Eltern hatten das nicht genügend berücksichtigt, und die Leistungen in der Mathematik wurden schlechter. Im November riet der Klassenleiter, den Jungen nicht mehr zur Versetzung zu pressen; der Vater hat es gegen den Rat der Schule durch Privatstunden versucht. Der Vorwurf der Überanstrengung kann der Schule also nicht gemacht werden.

Der Mathematikprofessor, ein siebenundsechzigjähriger Herr, hat, um seine Unschuld zu erweisen, das Disziplinarverfahren gegen sich beantragt. Man hat die Klassenkameraden des Unglücklichen ausgefragt, und die große Mehrzahl hat ausgesagt, der Lehrer sei nicht ungerecht oder voreingenommen gegen den Schüler gewesen. Vielleicht mit Recht lehnten die R. R. N. diese Methode der Untersuchung ab, die Schüler und auch deren Eltern ständen zu sehr unter dem Einfluß der Schule. Man müsse die ehemaligen Schüler des Mathematikprofessors befragen. Diesen Vorschlag befolgten zahlreiche alte Schüler, traten aus freien Stücken für ihren alten Lehrer ein und be-

tonten gerade seinen ausgesprochenen Gerechtigkeitsinn als hervorstechenden Charakterzug. Trotzdem muß der alte Professor die ganze Peinlichkeit der Untersuchung über sich ergehen lassen, in jedem Winkel seiner dreiundvierzigjährigen Lehrtätigkeit wird und muß natürlich herumgestöbert werden, seine Persönlichkeit wird in rücksichtslosester Weise an die Öffentlichkeit gezerrt, und was kann im günstigsten Falle für ihn herauskommen? Nur der negative Bescheid, daß ihm eine Schuld nicht nachzuweisen ist. So lange aber, als der Mitschuldige nicht positiv herausgefunden ist, bleibt auf der Schule und auf ihm der Verdacht der Schuld haften.

Hat der Schüler, hat der einzelne betroffene Lehrer kein Rechtsmittel, das Odium von sich zu schaffen? Darf die Presse, darf der Vater das Ansehen eines Ehrengemannes ungestraft antasten? So häufig hört man die Klage, daß der Schule gegenüber Eltern und Schüler rechtlos seien. Wer ist im Kieler Falle der Rechtlose?

Angenommen, die Disziplinaruntersuchung ergibt die Schuldlosigkeit des Professors, so darf m. E. die Sache hiermit nicht abgetan sein. Wir stehen in einem ähnlichen Verhältnis zur gedankenlosen Presse, namentlich der Provinzpresse, wie die Richter. Trifft diese der Vorwurf der Weltfremdheit und Klassenjustiz, so trifft uns der Vorwurf der Pedanterie und der Herzlosigkeit. Wie der Deutsche Richterbund systematisch derartige Vorwürfe sammelt und in jedem einzelnen Falle durch Appell an die gute Presse richtig stellen läßt oder gegebenen Falles zum öffentlichen Verfahren bringt, so muß auch der Oberlehrerverein jeden einzelnen als Schülerelbstmord bezeichneten Jugendelbstmord untersuchen lassen und nötigenfalls bis zum öffentlichen Verfahren gehen, damit eine völlige Aufklärung allmählich den Verdacht des Publikums mildert und Presse und Angehörige der Selbstmörder in ihren Äußerungen zur Vorsicht gezwungen werden.

Im Kieler Falle scheint übrigens der Anlaß mehr im Elternhause als in der Schule zu liegen. Dieselben Schüler, die die Voreingenommenheit des Professors in Abrede stellten, wußten von Klagen des Kameraden über zu strenge häusliche Behandlung zu berichten.

Und daß die Furcht vor Strafe im Elternhause mitgespielt hat, scheint aus den näheren Umständen der Tat deutlich hervorzugehen. Nach jezigem weissen Brauch, der gerade in Kiel schon längst eingeführt war, sollen die Eltern von jeder Arreststunde Mitteilung bekommen. Der Arrest wurde dem Knaben am Donnerstag angekündigt; am Freitag nachmittag sollte er abgehessen werden. Die Mitteilung mußte — das wußte der Junge — am Freitag um 12 Uhr im Elternhause ankommen, und sie ist um diese Zeit angekommen. Und zur selben Stunde hat sich der Junge erschossen, in der letzten Stunde vor dem Heimweg. Wen fürchtete er mehr, Schule oder Elternhaus?

Mag sein, daß der Knabe die strenge Behandlung verdient hat, die ihn etwa zu Hause erwartete; es handelt sich gar nicht um die Beurteilung der Erziehungsgrundsätze des Vaters. Nur das eine muß festgestellt werden: Nachdem der Täter als der Hauptschuldige (siehe oben Hohes Bemerkungen) ermittelt ist, muß zur Entscheidung gebracht werden, ob Schule, ob Elternhaus mitschuldig sind. Das ist aber nur möglich, wenn das Elternhaus derselben Untersuchung unterzogen wird wie die Schule. Wenn es hierzu kein gesetzliches Mittel gibt, so muß die Schule oder der einzelne Lehrer in Wahrnehmung eigenen Interesses irgendwie ein öffentliches Verfahren heraufbeschwören. Dies nicht allein zur Ehrenrettung der Schule und um der Gerechtigkeit willen, sondern damit durch den Zwang zur Vorsicht die sensationelle Ausbeutung der Knabenselbstmorde abnimmt. Man wird sehen, wie schnell die Zahl der jugendlichen Selbstmörder zurückgeht, wenn sich die öffentliche Meinung nicht mehr bedingungslos ihrer annimmt, sondern auch mal eine derbe Stimme dazwischen tönt: „So'n dummer Junge, was hat der mit einem Schießgewehr zu spielen.“

Oberlehrer Fritz Tychow-Einbeck

Die christlichen Jünglingsvereine in die Front der Jugendpflege! (Entgegnung.)

Professor Schurig-Lengo beklagt sich in Nr. 7 der Grenzboten darüber, daß „von evangelischer Seite mehrfach runde Absagen gegeben sind, wenn man die Jünglingsvereine

aufforderte, an diesem nationalen Werke — nämlich der Jugendpflege — mitzuarbeiten.“

Dies Verhalten der evangelischen Jünglingsvereine ist, gleichviel welchen dogmatischen Standpunkt man einnimmt, sehr wohl zu verstehen. Ich betone, daß ich nur von den evangelischen Jünglingsvereinen rede. Die evangelische Kirche ist national. Man werfe nur einen Blick in die Ostmark, wo evangelisch und deutsch fast identisch erscheinen. So weit es die evangelischen Jünglingsvereine anging, lag gar kein Bedürfnis zur Gründung einer besondern nationalen Jugendpflege vor. Wenn man nun aber schon zu einer solchen Gründung geschritten ist, so kann man die evangelischen Jünglingsvereine ruhig sich selbst überlassen, da sie ja bereits tun, was jene Neugründung will.

Vor allem betont aber Professor Schurig, daß gerade in den kleinen Städten ein großer Mangel bestehe an jungen Männern, die fähig und geneigt seien, als Führer in die Arbeit der Jugendpflege einzutreten, und daß daher der suchende Blick sich auf die Kirche und ihre Organisationen richtet. Professor Schurig will also, daß die befähigten Elemente aus den Jünglingsvereinen führende Stellungen in der Jugendpflege einnehmen und sozusagen erst einmal die nationale Jugendpflege in den Sattel heben. Das ist sehr schön gedacht, aber wohl mit nicht ausreichendem Einblick in die wirklichen Verhältnisse. Besteht wirklich in den christlichen Jünglingsvereinen in den kleinen Städten ein solcher Überfluß von jungen Männern, die fähig und geneigt sind, als Führer in die Arbeit der Jugendpflege einzutreten?

Ich bin wenigstens immer sehr froh gewesen, wenn ich für den Jünglingsverein selbst die geeigneten Kräfte in ihm fand, und ich glaube, daß andere Pastoren auch kaum in der Lage sein werden, noch für andere Bestrebungen Kräfte abzugeben. Zweitens ist doch auch nicht zu übersehen, daß diese jungen Leute viel freie Zeit haben müßten, die also zween Herren dienen sollten. Seite 345 sagt Professor Schurig: „Freilich die spezifisch kirchliche Form ihrer Betätigung müßten die Jünglingsvereine dabei zu Hause lassen bzw. auf ihre Vereinsabende beschränken.“ Also diese führenden jungen Leute hätten danach

an mehr Abenden als wie bisher tätig zu sein. In den kleinen Städten besonders sind die Mitglieder der Jünglingsvereine vorwiegend in einer dienenden Stellung (Lehrlinge, Gesellen, Kommis, Schreiber), allgemein „Angestellte“. Führende Stellungen erfordern Vorarbeit fast zu jeder Versammlung. Wo soll dazu die Zeit herkommen bei diesen jungen Leuten? Außerdem ist es jedem nötig, der in irgendeiner Form in diesen Jahren in dem Stadium des Lernens sich befindet, daß er sich konzentriert, denn zur Perfektheit neigt der Mensch in jenen Jahren sowieso. Doppelte Tätigkeit muß da Schädigungen in der Ausbildung notwendig nach sich ziehen.

Professor Schurig meint weiter, der Grund dafür, daß die kirchlichen Jugendorganisationen sich von der nationalen Jugendbewegung abschließen, könne nur der sein, daß sie das kirchliche Prinzip immer nur als das absolut primäre betrachteten.

Das anzunehmen ist gar nicht nötig; es genügt die Annahme, daß man vorsichtig sein will. Die Frage: „Was will aus dem Kindlein werden?“ ist derartigen Neugründungen gegenüber sehr wohl angebracht. Ich habe persönlich als Pastor meine großen Bedenken. Einesteils halte ich diese Gründungen für Angstprodukte wegen der zunehmenden Jugendorganisation der Sozialdemokratie, und zweitens halte ich sie, wenn sie wirklich bestehen sollten, für künstliche durch die Autorität und die Mittel der Behörden gehaltenen Gebilde. Ich glaube auch nicht wegen der starken Beteiligung der Behörden daran, daß diese Jugendpflege politisch indifferent bleiben wird. Die Bezeichnung „national“ sagt da sehr wenig. Dies Wort kann den Deckmantel für alle möglichen politischen Umtriebe abgeben. Man weiß wohl, wohin man schießen will, aber nicht wohin man trifft. Wie die Geier auf den Türmen des Schweigens in Indien warten auf neuen Fraß, so sitzen gierig die politischen Parteien und lauern auf jede wohlgemeinte Bestrebung, die sie als Dumm auf den Mistbeeten ihrer Interessen ausbeuten könnten. Gerade unsere Zeit ist für derartige Unternehmungen, die als „national“ einiger-

maßen politisch neutral bleiben wollen, die denkbar ungünstigste, da es zurzeit nur Machtfragen gibt und jedes ideal gerichtete Streben schließlich unter dem Druck der Verhältnisse doch zu einem politischen Zwecke umgebogen wird. „So mancher zog wie ein Feld auf die Wahrheit aus und erbeutete sich eine kleine gepukte Lüge.“

Im Hinblick darauf, daß noch keiner weiß, wie sich die Jugendpflege entwickeln wird, und die Wahrscheinlichkeit recht groß ist, daß sie am letzten Ende unter der Protektion der Behörden doch nur als Vorstufe wirken wird, um im Interesse bestimmter Parteien die Jugend zu beeinflussen, kann ich nur dafür stimmen, daß zurzeit noch die christlichen Jünglingsvereine und verwandte kirchliche Organisationen sich zu dieser Jugendpflege abwartend verhalten. Möglich, daß die Entwicklung der Jugendpflege meine Befürchtungen zunichte macht; dann ist es um so besser für die nationale Jugendpflege, und auch für die kirchlichen Organisationen noch immer Zeit, ihre Stellung zu der nationalen Jugendpflege zu revidieren.

Vor allem aber möchte ich fragen, ob denn wirklich neue Vereine nötig sind? Wir haben besonders in größeren Städten so viel wohlgemeinte Vereine für die Jugend, z. B. Turnvereine, Rudervereine, Schwimmvereine, Wandervereine, Jünglingsvereine und dergleichen mehr, daß neue Gründungen nur verbitternd wirken können, zumal doch auch viele dieser Vereine schwer um ihre Existenz ringen und viel Arbeit, Mühe und Geld seitens der jungen Leute verwandt ist, ihre Vereine lebensfähig zu erhalten. Wozu da Neugründungen? Wenn man jetzt Mittel für die Zwecke der nationalen Jugendpflege bewilligen will, warum will man dann nicht diese Mittel verwenden, um das Alte zu stützen und zu fördern? Ich bin davon überzeugt, daß alle diese Vereinigungen gerne bereit sein werden, sich in nationalem Sinne beeinflussen zu lassen, wenn man ihnen den Kampf ums Dasein erleichtert, anstatt durch Neugründungen ihnen das Leben zu verbittern.

P. Reetz = Stettin.